

Nr. 170. Bromberg, den 29. Juli. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(3. Fortsetzung.) ———

Sie dachte immer an Vollmoors Frau, vor der sie sich fürchtete, seit sie denken konnte.

Er lachte nun schon wieder:

„Du willst mich ja nur loswerden ... Hast du denn immer und immer soviel Angst vor mir — Lina ...?"

Wieder kam dieses „Lina" und peinigte sie, bedrängte sie, verwirrte sie. Als er vor Wochen frech in ihre Kammer gedrungen war, hatte sie Furcht empfunden vor ihm — jetzt, wo er so zart war, spürte sie vor sich selbst ...

Sie saßen eine Weile, ein jedes auf seiner Ecke der Bank, sie warteten, wie die Dämmerung wartete, bis dann die Dunkelheit ihre schwarzblauen Fittiche schwer über das Dorf hinstreifte. Sie saßen klein und schweigend im Schoße der jungen Nacht, die Rufe der Eule kamen aus dem alten verlassenen Schafstall, die Fledermäuse taumelten wie Fetzen von Traum vorbei, im fernen Moor noch wogte der Froschruf auf und ab ... Sie sahen die Sichel des Mondes klar in den Himmel geschnitten:

„Es wird morgen ein schöner Tag", sagte Lina, „wenn wir früh um drei Uhr nach den Allerwiesen fahren, kriegen wir das Heu alles trocken herein."

„Das hatte ich just auch gedacht ...", rief er freudig, „dasselbe, Lina ..."

Er kam näher heran, und so sehr rührte sie seine Freude, daß sie nicht fortrückte. Seine holzharte Pranke legte sich sanft auf ihr Knie ... Plötzlich lächelte sie, das erste Mal in seiner Nähe. Sie hatte sonst höchstens gelacht über seine Späße, die ihr ein neues, freieres Leben zeigten. Jetzt, da er so schüchtern herankam, lächelte sie.

„Na na ...", sagte sie und schob seine Hand fort, die willenlos schwer auf die Bank rutschte ...

„Hast du denn noch immer Angst vor mir, Lina ...?"

„Ich ...? Warum denn Angst ...?"

Er wollte etwas sagen, aber er konnte nicht, so sehr drückte es ihm auf die Kehle ... Da hörte sie Stimmen, vom Haus her kamen Vollmoors Frau und Sophiechen, begleitet von Cordes Vater.

„Steh auf ...", raunte Lina, „geh ihnen schnell entgegen!"

Sie selbst war schon zurückgewichen in den Schutz der breiten Birken. Er konnte sie kaum noch erkennen. Aber er ging nicht den Kommenden entgegen, er eilte ihr nach. Sie floh vor ihm tiefer in den Hain hinein, bis an den Rand des Gehöftes. Am Zaun erwischte er sie, hielt sie, drückte ihre Hand, daß sie sich mühsam das Schreien verbiß. Zitternd stand er vor ihr, ihr Kopf war in gleicher Höhe mit dem lauten Schlag seines Herzen. Keines von beiden regte sich.

Die Frauen und der Vater waren jetzt nahe dem Tore angelangt. Sie hörten, wie Sophiechen den Alten bat, Ferdinand für den kommenden Abend auf den Vollmoorhof einzuladen. Sie sagte: „Ich muß ihm doch die Geschichte von unserem großen Tennisturnier noch zu Ende erzählen." Ferdinand lachte kurz und höhnisch auf. Die Leute am Hoftor blickten sich staunend um, und Lina stieß ihn warnend in die Seite. Er aber zog sie schnell in seine Arme, und sie sank in ihren ersten Kuß.

Die Liebe des Bauernsohnes und seiner Magd war eine einzige Flucht ins Dunkel und ins Geheimnis. Das Geheimnis ist voller Rausch und Entdeckung, und so wurden sie rauschvoll inne, wer sie waren. Der Mann war stiller geworden und beschattet von einem leisen Ernst, sie aber ging umher und trug einen Widerschein seiner Helle und ein süßes Nachspiel seiner Scherze um ihren erblühenden Mund, sie war leichter und lächelte oftmals.

Das Lächeln überdauerte die kurzen Umarmungen im Stall und in der Scheuer, es ging über die Tage der Ernte dahin, und wenn sie abends zu Tische kam, blickte die Mutter staunend auf sie. Einmal sagte sie:

„Wie anders du bist, Lina ... Du hast gewiß einen Schatz? Sag mir nur — ist es auch ein ordentlicher Kerl ...?"

Der Vater sagte, als Lina blutrot wurde:

„Laß doch, Mutter ... Es wird schon ein ordentlicher Kerl sein. Ich kenne Lina."

An jenem Abend weinte sie in Ferdinands Armen.

„Wir müssen es aufgeben, du ... Ich will fort aus eurem Hause ..."

Er aber lachte nur und küßte sie, und sie hing an seinem Halse, verstummte, vergaß das Denken ... Sie lebte im Rausch ihres Erwachens, mondelang, sie nahm zu an Kraft und Willen, sie schaffte für zwei, sie wütete gegen die Fülle, die ungestüm drängte in ihrer jungen Liebe.

Cordes Vater lobte sie und gab ihr zum Herbst einen höheren Lohn.

„So gut und so schnell haben wir Heu und Korn noch nicht eingebracht, ehe du kamst, Lina."

Und Lina erhielt einen höheren Lohn. Sie dachte wohl erst, wie seltsam sie sich doch solche Löhnung verdiene, es war ihr nicht recht, sie wollte das Geld auch nicht sehen, sie nahm es nicht hin, sie ließ es dem Vater, daß er es für sie aufbewahre, für später ... Und doch gab es kein später für sie — es gab nur den Tag, nur die Stunde, nur diese ewig neue Minute der heimlichen Küsse.

Ferdinand dachte wohl weiter — er wußte, daß der Tag der Entscheidung näher heranrückte. Er war ein Bauer, schwerfällig im Vorbeugen und im Verhindern, groß und gelassen im Abwarten. Er ertrug noch monatelang die Abende mit Sophiechen im Sofa, schützte sich gegen ihr Schwatzen, indem er das Ohr seiner Seele verschloß mit der frischen Erinnerung an Linas Geflüster.

Der Oktober kam, die Kartoffeln waren geborgen, die Abende wurden länger, und die Schummerstunden erheischten einen vertrauteren Zusammenschluß der Menschen — es kam der Tag, der die Ernte des sommerlich emsigen Mühens, den Abschluß des so wohl vorbereiteten Heiratsgeschäftes bringen sollte. Warum denn auch nicht — die Alten waren sich einig, Sophiechen hatte nichts gegen den Freier einzuwenden, den sie gewiß zu einem gewandten, hochdeutsch sprechenden Gastwirt zu wandeln hoffte. Sie

träumte von einem Neubau, einem Pensionshaus für Heidegäste, einem Ausflugslokal, in das man womöglich durch tüchtige Zeitungsreklame den Zustrom der Autos lenken könnte — und Ferdinand hatte noch niemals „nein" gesagt.

Er dachte: alles zu seiner Zeit.

Als Vollmoors Frau an jenem Oktoberabend mit ihrer Tochter feierlich im Sofa saß, als der Vater mit einem gestickten weißen Vorhemdchen, jedoch ohne Kragen, hereingekommen war und stumm ein paar Flaschen Wein auf den Tisch gesetzt hatte, als die Mutter, in frisch gestärkter Schürze, mit einem Tablett voller Gläser gefolgt war, breitete sich eine schöne, verheißungsvolle Stille im Raume.

Es kam der jüngere Sohn des Hauses, Cordes Ernst, der bisweilen an diesen ergötzlichen Sitzungen teilgenommen hatte, vielleicht nicht ganz ohne Neid auf den Bruder, der zu dem schönen väterlichen Vollhof nun noch den großen Vollmoorhof hinzuerben würde. Im übrigen hatte er sich gelegentlich gern auf ein Gespräch mit der künftigen Schwägerin eingelassen, — Cordes Ernst hielt es mit der Bildung, er las Bücher und konnte ziemlich geläufig hochdeutsch sprechen. Wenn er nun auch nach Lage der Dinge von der letzterwähnten Fähigkeit Sophiechen gegenüber keinen sehr tätigen Gebrauch machen konnte, vielmehr seine Konversationsgabe in einem gewichtigen Zuhören, einem bedeutungsvollen Kopfnicken und in spärlichen, geschickt eingeworfenen Beweisen des Verständnisses zu bekunden sich bescheiden mußte, so hatte ihn doch am Ende gerade diese Art des Gespräches bei Vollmoors Sophie beliebt gemacht.

Cordes Ernst also kam und es ist ungewiß, ob er gemäß einer ihm zuerteilten Rolle oder aus einem geheimen, neidgeborenen Bedürfnis nach Sticheleien sehr bald die freundlichen Worte sprach:

„Im Dorf wird erzählt, bei uns würde heute abend Verlobung gefeiert."

Vollmoors Frau legte ihr welkes, langes Gesicht schnell in die Falten eines süßlichen Lächelns. Sophiechen versuchte, eine Gemütsstimmung anzudeuten, die bei hierzu begabten Menschen von einem Erröten begleitet zu werden pflegt, Ferdinand pfiff unbeteiligt durch die Zähne, Cordes Mutter blickte in ihren Schoß, der Vater räusperte sich und sprach, zu Ferdinand gewendet:

„Daran könnte etwas Wahres sein — nicht, Ferdinand?"

Ferdinand pfiff weiter und verzog keine Miene. Die Stille wurde drückend. Nur des Vaters Würde konnte es wagen, sie zu erleichtern.

Er wiederholte seine Anrede:

„Was meinst du, Ferdinand — wenn heute abend hier Verlobung gefeiert würde?"

Ferdinand blickte auf, das viele Weiß seiner Augen blickte boshaft:

„Das wäre ja fein . . .", sagte er freundlich.

„Nicht wahr . . .", sagte schlicht der Vater, „wir wollen anstoßen mit dem Brautpaar."

Alle erhoben ihre Gläser — bis auf Ferdinand.

„Willst du nicht mit anstoßen, Ferdinand?" fragte der Alte mit einem gefährlichen Stirnrunzeln.

„Ich weiß ja gar nicht, wer der Bräutigam ist . . ."

Der Bruder quieckte laut vor Vergnügen, er rieb sich die Hände:

„Der Witzbold . . .! So ist er nun immer!"

Auch Vollmoors Frau lachte jetzt und etwas zögernd hinterher die anderen — bis auf den Vater. Dessen Stimme wurde furchtbar in ihrer Ruhe:

„Ich weiß, wo der Bräutigam sitzt . . .", sagte er und faßte den Ältesten bei der Schulter. „Steh auf, stoß mit deiner Braut an!"

„Hier sitzt kein Bräutigam . . ."

Der Vater riß ihn hoch:

„Stoß an! Dein Vater sagt es!"

Ferdinand goß sein Glas auf den Fußboden aus, er schwieg.

Da sauste ihm des Vaters Pranke ins Gesicht, und alle schrien auf.

Ferdinand hielt ohne die mindeste Gegenwehr stille, seine Augen wurden ein wenig kleiner, aber sie hatten ihr Lächeln nicht ganz verloren.

„Willst du nun gehorchen . . . Hast du das vierte Gebot nicht gelernt?"

Ferdinand sagte gelassen, fast gutmütig: „Ich glaube gar nicht, daß Vollmoors Sophie einen Mann nehmen mag, der sich vor ihren Augen von seinem Vater ohrfeigen läßt."

Cordes Mutter wimmerte schwach, Vollmoors Frau verkroch sich vorsichtig hinter dem Vorhang eines fadenscheinigen Lächelns, die Tochter schaute blöde und völlig ratlos. Plötzlich schrie sie:

„Und dabei redet das ganze Dorf schon, daß heute hier Verlobung gefeiert würde . . .!"

„Das ist wahr . . .", sagte Cordes Ernst, „im Dorf spricht man schon davon."

„Wir sollen uns lächerlich machen", stöhnte jetzt Vollmoors Frau, „lächerlich vor dem ganzen Dorf . . . vor allen meinen Knechten . . .

Ferdinand spürte gierig ihre tiefe Angst vor dem Lachen der Menschen . . . Dann sagte er in einer jähen Eingebung, die ihm vom Schicksal kam und daher seinen Worten Ruhe, Klarheit und Gewicht gab:

„Wenn das ganze Dorf nun Recht behält, ist ja alles gut. Hier im Hause kann heute abend ja getrost Verlobung gefeiert werden. Ich brauche doch der Bräutigam partout nicht zu sein . . ." Er blickte auf seinen Bruder.

„Willst du noch Witze machen, du Lümmel . . .?" donnerte der Vater.

Vollmoors Frau sah den Spaßvogel mit schillernden Augen böse an, sie wollte lachen, es fiel ihr aber rechtzeitig ein, daß dieser Vorgang mit einem Herausrutschen ihres billigen und schlecht gearbeiteten falschen Gebisses verbunden zu sein pflegte. Sie erstarrte also im Anfang dieser Bewegung und hielt mit der Zunge den Kautschukgaumen gerade noch fest.

„Fällt mir nicht ein, Witze zu machen. Ist mein Bruder vielleicht kein ehrenwerter Freier . . .?"

Die bange Stille, die diesen Worten folgte, zerriß ein schrilles Lachen der Vollmoorstochter:

„Und überhaupt kann ich getrost behaupten, daß er mir schon lange zehnmal besser gefällt als du. Du bist wenigstens nicht so dumm wie du schlecht bist!"

Niemand antwortete. Vollmoors Frau witterte Furchtbares, sie krallte ihrer Tochter die Nägel in den Arm. Die fuhr auf, schrie, reckte den Arm gegen Ferdinand: „Den — den will ich gar nicht . . . ich will ihn gar nicht! Man kann sich überhaupt nicht mit ihm unterhalten . . ." Die Mutter schoß vor wie eine Katze, der eine wohleingefangene Maus im letzten Augenblick wieder entwischt, sie riß voller Entsetzen jenes Mäuschen an sich, das ihr gar nicht entlaufen wollte — die Tochter aber entwand sich ihr mit jenem wütenden Eigensinn, dem diese starke Frau höchst seltsamerweise oft genug unterlag.

„Laß mich!" schrie Sophiechen, „ich will auch mal was zu sagen haben! Mein Seelenleben hat sein eigenes Recht auf Glück!"

Es zeigte sich, wie trefflich der verwitweten Superintendentin Brökelmann das Werk der Seelenründung gelungen war: über Sophiechen kam in dieser Schicksalsstunde die Erkenntnis, daß Cordes Ferdinand der passige Mann für sie nicht sei. Sie vertrat diesen Standpunkt so erschrecklich beredt, so hochdeutsch energisch, daß der Alten wieder einmal die plattdeutsche Sicherheit ihres Ursprungs ins Staunen und Stammeln verdorben wurde. Schließlich wußte sie nur noch hervorzubringen: „Und dabei redet das ganze Dorf, daß heute hier Verlobung gefeiert würde . . ."

Die Furcht vor der Lächerlichkeit war, neben dem tiefen Haß auf Ferdinand, den Störer ihrer Pläne, einzig übrig geblieben als Rest ihres so schnell aufgegebenen Widerstandes gegen die Tochter.

Der weitere Verlauf des Abends befreite sie glücklicherweise von dieser Furcht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lied.

Skizze von **Maria Branowitzer = Rodler**

Xandi ärgerte sich. Über alles ärgerte er sich. Über das Wetter, über den Janos, den alten Diener, über Mela, die Magd . . . und über das Leben überhaupt. Über alles war er unmutig.

Nun lebte er siebenunddreißig Jahre in der Steppe. Siebenunddreißig Jahre einsam. Ja, eigentlich schon als Kind war er einsam. Die Eltern arbeiteten, er lernte und sah nichts als die öde Steppe vor sich.

Warum er später nicht reiste? An Geld mangelte es nicht. Aber an dem Entschluß mangelte es. Und an Energie . . . .

Also Xandi ärgerte sich. Er rekelte sich mißmutig brummend in den Polstern seines Sofas und stellte den Lautsprecher an. Dann verschränkte er die Arme unter dem Kopf und lauschte.

Irgend jemand sang gerade ein Lied.

Xandi dachte: „Ich werde wieder ausschalten . . .“ und griff schon hoch, um auf den kleinen Taster zu drücken. Aber er zögerte noch. Erstaunt und über sich selber erbost, zog Xandi die Stirne hoch.

Was war das? Warum lauschte er, warum schlug sein Herz so mächtig, warum ergriff ihn das einfache Lied so?

Die klare Frauenstimme schwang sich weich und schmiegsam durch den Raum, schmeichelte und warb. Xandi liebte Musik . . . er lauschte und ein eigenes banges Gefühl beschlich ihn. Er lauschte und sann . . . Bilder umgaukelten ihn, Gedanken kamen und gingen.

Draußen über der Steppe glühte die Sonne im scheidenden Abendrot. Die Wolken umsäumten sich farbig, und die Mondsichel blitzte milchig auf.

Und die Frau, die da eben sang, schmeichelte sich weich in Xandis Herz, wühlte Gefühle auf, die er noch nie gefühlt hatte, und das Leben lockte und bat . . . nimm mich . . . ich bin da, vergiß nicht, daß du lebst . . . laß deine Steppe, komm . . .

Das Lied verklang. Der Sprecher meldete sich. Wie banal die Stimme eines Menschen in die märchenstille Freude eines Raumes klingen kann.

Und Xandi ärgerte sich wieder. Diesmal darüber, daß er den Namen der Sängerin nicht verstand. Denn eben fuhr Janos mit den schweren Pferden an den Fenstern vorbei.

Einsam und still vergingen Xandis Tage. Oft sann er, dann klangen ihm die Klänge des Liedes ins Ohr. Eines Tages setzte er sich und schrieb, an die Direktion des Rundfunks nach Budapest, welcher zur angegebenen Zeit das Lied gesendet hatte.

Xandi wartete erst ruhig, dann mit stärkerer Ungeduld auf die Antwort. Wie ein Bräutigam kam er sich vor. Und er malte sich die Dame, die Sängerin aus. Jung, schön, lieb, schlank — so müßte sie sein. Schönes schwarzes Haar mußte sie haben. Er liebte ein Haar, das in seidenweichen blauschimmernden Wellen einen feinen Frauenkopf umschmiegte. Die Stimme der unbekannten Frau verriet es, wie schön sie auch körperlich sein mußte.

Xandi träumte, und sah mit brennenden Augen über die Steppe und sehnte sich. Wie Stein hielten seine Hände das Holz eines Stuhles umklammert.

Janos brachte die Post an einem regnerischen Tage.

Xandi las. Und am nächsten Tage reiste er. Als er mit dem altmodischen Wagen auf die Bahn fuhr, staunten selbst die Schafe. Dumm standen sie beisammen und blökten ihm nach. Ein warmer Frühlingswind fuhr über die Steppe und wiegte die Gräser. Es sah aus, als winkten sie lächelnd. Selbst die Pferde wendeten hier und da erstaunt die Köpfe. Was ging mit Xandi vor? Er sah mit brennenden Augen um sich und hielt die bunte Reisetasche vor sich hin.

Während der Zug mit gleichmäßigem Wiegen durch das flache Ungarland fuhr, war es Xandi, als wäre es nicht er selbst, der hier durch die Steppe fuhr. Die Räder sangen „ihr“ Lied. Und sein Herz sagte: „Heut' werde ich sie sehen!“

Reni hieß sie. Erszi Reni. Ob das wohl ihr richtiger oder ihr Künstlername ist? Xandi wußte es nicht. Nur, daß sie sich so benannte und morgen im Dom in Budapest sang.

Die Direktion schrieb: „. . . im übrigen singt Erszi Reni morgen . . .“ Und dann reiste Xandi. Er mußte die Sängerin sehen.

Die ganze staubige, kohlenrauchdurchschwärzte Nacht raste der Zug durch das Land. In Xandis Herzen brannte die Liebe zu dem Bild, das er sich von der fremden Frau machte. Ihre süße Stimme begleitete ihn, und wiegte ihn wie ein Kind in den Schlaf.

Müde und übernächtigt kam er in Budapest an. Das Geschrei der Leute, das Getue und Geklingel beängstigten ihn. Er hastete durch die Menge und dachte nicht daran zu fahren, er lief durch die Straßen, erfragte sich manchmal die Richtung und torkelte wie trunken weiter, dem Dom zu.

Orgelton drang ihm entgegen. Und die süßeste aller Frauenstimmen. „Sie“ sang. Weich und unendlich zart, weihevoll rang sich der helle Sopran durch den heiligen Raum. Xandi sah die Sängerin nicht. Sie stand oben und sandte nur ihre gottbegnadete Stimme von der Höhe herab. Eine andächtig lauschende Menge horchte ihr zu.

Xandi stand unter ihnen und doch allein. Seine Steppe grüßte ihn. Die Schafe die Gräser, das Land . . . und alles, alles.

Wie mußte sie sein, die Frau, die so Überirdisches vermag? Menschenherzen in Bann zu halten, auch seines, sein hartes, verbittertes . . . armes . . . ja, armes einsames Herz.

Vor Xandi bewegte sich eine sehr dicke häßliche Frau.

Xandi sah sie und erschrak. Wenn „sie“ ebenso häßlich, unansehnlich wäre . . . wenn . . . nein. Xandi erschauerte. Xandi wandte sich und verließ plötzlich den Dom. Er eilte mit weitausgreifenden Schritten über den Platz. Hinter ihm verklangen die Orgelklänge und ihr Lied.

Er jagte durch Straßen, stieß sich an Menschen und stolperte. Hochatmend stand er dann vor dem Bahnhof still. „Ich will heim“, dachte er. „Nie will ich sie sehen. Ich will träumen, wie ich sie mir denke. Ich liebe sie, wie sie in meinem Herzen ruht. Ich will heim in die Steppe — und — ja, und zu den Schafen . . .“

Erst abends ging Xandis Zug. Ärgerlich saß er im Abteil. Ärgerlich fuhr er in die Heimat zurück. Das Lied begleitete ihn. Nicht so jubelnd, werbend wie vordem. Wehmütig, entsagender, klang es.

An seiner Station verließ Xandi den Zug. Unschlüssig stand er und lugte nach Janos aus, der natürlich nicht pünktlich zur Stelle war. Ärger beschlich ihn. Doch plötzlich erschrak er. Denn eine Stimme sprach ihn an: „Können Sie mir, bitte, sagen, wann komm' ich nach Szegedin?“

Xandi starrte einen Augenblick in das hübsche Gesicht einer jungen schwarzen Dame, die sich freundlich lächelnd aus einem Coupéfenster beugte.

Xandi starrt und sann. Schon fuhr der Zug an. Xandi ermannte sich und schrie in den brausenden Abfahrtslärm: „Wer sind Sie . . . wer?“

Die schöne junge Dame lachte. Hellauf klang ihr Lachen. Trillernd hoch und wunderschön. Und jubelnd froh dabei. Blau schillerte ihr schwarzes Haar unter den vielen Lichtern, die von den Fenstern eines gegenüberstehendes Zuges herüber leuchteten.

„Erszi Reni . . .“, lachte die Dame, „warum . . .?“

Aber der Zug fuhr jetzt schneller. Er ringelte sich dampfend aus der Halle. Und Xandi stand und starrte ihm nach.

Hände.

Eine Geschichte aus den Augusttagen 1914.

Von **Hans = Eberhard v. Besser.**

Der Generalstabshauptmann von Koseritz sprang in den Wagen; dröhnend riß er den Schlag hinter sich zu. Kreischend erwachte der Motor, der Wagen stob davon. Rasch glitt er durch den Park, das alte Herrenhaus blieb zurück, im Nu hatte er die Landstraße gewonnen. Der Tachometer schnellte vor, in rasender Fahrt ging es vorwärts.

Hauptmann von Koseritz hatte sich in die Polsterung zurückgelehnt, noch stand das Bild der letzten Minute vor ihm, die Offiziere des Stabes, Karten auf großen Tischen, ernste, gespannte Gesichter, ein alter Diener, der durch das zum Stabsquartier gewordene Schloß irrte . . .

Das dröhnende Lied des Motors brauste, vorwärts, vorwärts. Die Aktentasche auf den Knien, saß der Offizier

im Wagen. Die Augustsonne stand hell über der Landstraße, Truppen kamen dem Wagen entgegen, Truppen, Truppen. Langsam schob sich die feldgraue Masse an die russisch-polnische Grenze, Infanterie, Maschinengewehre, Artillerie, Reitermassen — vorwärts, vorwärts.

Hart jagte der Wagen an der Landstraße dahin, Staub hob sich empor, senkte sich auf erregte Gesichter. Marschtritt klang auf, ein einziger Schritt gleichsam, ein Gedanke in der marschierenden Kolonne, ein Geist in der feldgrauen Masse: vorwärts.

Da, eine Stockung!

„Vorwärts, los, los!"

Koseritz neigte sich vor, der Fahrer riß den Wagen herum, blitzschnell jagte er in einen Feldweg, hart am Rande des Ackers sauste das Auto dahin. Goldene Ähren, fruchtschwer sich niederneigend, fuhren wie erschreckt zurück; zischend streiften sie die Fenster. Dann sprang der Wagen wieder auf die Landstraße, stob weiter, längs der marschierenden Kolonnen.

Unbeweglich, die Augen starr in die Ferne gerichtet, saß der Hauptmann, die Tasche mit den Meldungen auf den Knien. Die Felder wogten im losen Wind; Weiber in bunten Kopftüchern saßen an dem Rande eines Wäldchen; sie frühstückten, Kinder spielten, der Mann blickte hin, ein Bild tiefen, reinen Friedens; rasch sah er wieder fort. Immer schneller jagte der Wagen, Kilometer auf Kilometer schlang er gierig in sich hinein. Da — hart hinter einem Dorfe, eine wehende Schwesternhaube, ein Fahrrad am Baum, Koseritz nahm das Bild flüchtig in sich auf, die Schwester, verzweifelt an ihrem Rade hantierend, sah auf. Der Hauptmann ließ halten.

„Wohin, Schwester, kann ich Sie mitnehmen?"

„Nach Breslau, ins Mutterhaus, ach, dieses Rad — —"

Koseritz winkte, er nahm die Schwester auf, der Fahrer nahm das Rad neben sich und schon donnerte der Wagen weiter, Staub vollführte einen tollen Wirbel.

Schweigend sah der Hauptmann in die Ferne, Truppen, Truppen, das Uhrwerk war in Gang gekommen, die Mobilmachung vollzog sich programmäßig, exakt. Koseritz dachte an die jahrelange Arbeit in der großen Bude am Berliner Königsplatz, er lächelte: das Uhrwerk war in Gang gekommen, angerührt von einer unsichtbaren Schicksalshand!

Sein Blick streifte das blasse Gesicht der Schwester, die dunklen Augen sahen zu den vorüberkommenden Truppen hin. Als er die weiße Haube erblickte, war es ihm plötzlich durch und durch gegangen — Krieg! Und wie um etwas Gutes zu tun, hatte er sie aufgenommen, die Schwester. Wie bald bekamen die Schwestern zu tun, wie bald, vielleicht würde auch er . . . der Hauptmann schloß die Augen. Er dachte an Reta Kerhoff, wie ruhig, wie tapfer, wie stolz hatte sie ihm ihre beiden Hände zum Abschied gereicht, auch sie ging als Schwester hinaus, sie hatte weiche, liebe Hände.

Schwesternhände!

Hauptmann von Koseritz schlug die Augen auf, unerbittlich fraß sich der Wagen durch Staub und den Marsch der Kolonnen, da schaute er zu der Schwester hin, sah ihre Hände auf dem schwarzen Kleide liegen, d i e Hände — — — Und jäh schlug ein Gedanke in ihn ein, der zündete, einen Feuerbrand in ihm auflodern ließ; er biß die Zähne zusammen, unbeweglich lehnte er im Wagen. Unter halb geschlossenen Lidern starrte er auf die Hände, breite, derbe Hände, Hände, die kaum merkbar zitterten. Sein tastender Blick huschte zu dem Gesicht unter der Haube empor, eine gespannte Miene, dunkle, spähende Augen, welche die Truppen musterten.

Der Generalstäbler zog sein Zigarettenetui, er griff nach den Streichhölzern, ließ das Kästchen fallen. Da bückte sich die Schwester, sie reichte das Kästchen, und während Koseritz sich dankend verneigte, sah er, wie die Absätze der Stiefel der Schwester sich unwillkürlich schlossen, soldatisch, knapp, kurz . . . Da überkam ihn eine tiefe Ruhe. Starr blickte er in die Ferne, die Festung Breslau tauchte aus dem Dunst herauf, ruhig und wie auf ewigen Grund gegründet stand der Dom, von der Oder umspielt, im Licht. Der Wagen fegte heran, schon tauchten Armierungssoldaten auf, Spaten blitzten, Gräben wurden ausgehoben. Der Wagen glitt in die Stadt hinein.

Noch einmal betrachtete Koseritz die Hände, diese sonderbar breiten Hände.

„Ich fahre bis zum Generalkommando, es ist dann nicht mehr weit für Sie, Schwester."

Sie lächelte und nickte.

Der viereckige Kasten des Generalkommandos tauchte auf, der Doppelposten. Da riß der Hauptmann die Schwesternhaube herunter — ein dunkelhaariger Männerkopf prallte erschrocken zurück.

„Wache!" gellte des Hauptmanns Ruf, und mit einem einzigen Griff preßte er die Hände des r u s s i s c h e n S p i o n s zusammen.



Dann klingelt es natürlich nicht!

In einem Vorort Londons ist dieser Tage folgende komische Geschichte passiert. Eine Frau, die stundenlang auf den verabredeten Telephonanruf ihres Mannes wartete, lief nachts um 10 Uhr in höchster Angst zur Polizei und erklärte, ihrem Gatten müsse etwas zugestoßen sein. Er habe um 2 Uhr nachmittags telephonieren und sie in einer sehr wichtigen Berufsangelegenheit, die über sein weiteres Schicksal entscheiden würde, informieren wollen. Wahrscheinlich habe die Sache aber nicht geklappt und in seiner Ausweglosigkeit habe sich der Mann irgendetwas angetan. Er sei sonst außerordentlich gewissenhaft und pünktlich, so daß also wirklich nur die eine Möglichkeit in Frage käme. Die aufgeregte Frau beschwor die Beamten, Nachforschungen anzustellen. Einer der Beamten begleitete die völlig aufgelöste Dame nach Hause. Vor der Haustür traf man mit dem ebenso aufgeregten Ehegatten zusammen, der seiner Frau Vorwürfe machte, weil sie den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen sei, er habe alle halbe Stunden angerufen, ohne daß sich jemand gemeldet hätte. Der Beamte amüsiert über die eheliche Auseinandersetzung und doch neugierig, was nun eigentlich los gewesen sei, inspizierte erst einmal das Telephon. Dabei stellte sich heraus, daß die gute Frau, die am Nachmittag mit einer großen Schneiderschere ein Stück mehrfach genähtes Sackleinen durchschnitten hatte, versehentlich auch die Telefonschnur, die unter dem Sackleinen auf dem Tische lag, in zwei Hälften zerteilte. In ihrer Aufregung war ihr dieses Mißgeschick völlig entgangen. Kein Wunder also, daß es da nicht klingelte . . .!

Eine Explosion fällt vom Himmel.

Wie gefährlich es ist, sich auf den Arm eines Freundes zu stützen, mußte der Wirtschaftsgehilfe Eduard Stöger in Dietmannsdorf erfahren. Müde von einer Wanderung, kam er in das Wirtshaus seines Bruders in Dietmannsdorf an der Wild. Der Fleischhauergehilfe Alois Schmutzer, mit dem Eduard Stöger ziemlich befreundet war, saß bereits am Tisch. Stöger, nichts Böses ahnend, stützte kameradschaftlich seinen Arm auf die Schulter des Freundes. Kaum hatte er das getan, als auch schon eine fürchterliche Explosion erfolgte, die den Bedauernswerten so schwer verletzte, daß der Arm im Krankenhaus amputiert werden mußte. Der Fleischhauergeselle, auf den die Gäste mit Vorwürfen und Drohungen einstürmten, behauptete zur allgemeinen Verwunderung, daß er selbst sich die Explosion nicht erklären könne. Er habe keinerlei Explosivstoff bei sich getragen. Die Explosion müsse geradenwegs vom Himmel gefallen sein.

Verantwortlicher Redakteur: M a r i a n H e p k e; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n, T. z o. p., beide in Bromberg.